

Gitta Seekamp ermittelt:

SCHLÄFST DU SCHON?

Ein ostfriesischer Psychothriller über das einsame Warten, eine Stimme vom Band und ein Versprechen, das nie gehalten wurde.

3

Anja Lohmann

Covermotiv: KI-generiert

GITTA SEEKAMP ERMITTELT

Schläfst du schon?

Ein ostfriesischer Psychothriller

Anja Lohmann

Gitta Seekamp ermittelt: Schläfst du schon?

E-Book, 1. Auflage 2026

© 2026 Anja Lohmann. Alle Rechte vorbehalten.

Dieses E-Book ist ausschließlich für den persönlichen Gebrauch bestimmt. Jede Weitergabe, Vervielfältigung oder Veröffentlichung, auch in Auszügen, ist ohne schriftliche Zustimmung der Autorin nicht gestattet.

Alle Personen und Handlungen sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder verstorbenen Personen oder realen Ereignissen sind zufällig. Das Buch enthält Darstellungen von Gewalt und Kindesvernachlässigung.

Die in der Geschichte erwähnten Gesundheitstipps sind Teil der Handlung und ersetzen keine ärztliche Beratung.

Dieser Thriller ist mit Unterstützung künstlicher Intelligenz entstanden.

Covergestaltung: Anja Lohmann

Covermotiv: KI-generiert

Kontakt

Anja Lohmann

Mühlenstraße 4, 27383 Scheeßel

info@lowmansland.de

lowmansland.de

Inhalt

	Prolog: Nachtzettel	6
1	Nicht am Telefon	10
2	Das Band	25
3	Die Treppe	42
4	Der Schließer	66
5	Der Schuhkarton	84
6	Befangen	105
7	Quid pro quo	121
8	Drei Uhr dreiundfünfzig	137
9	Der Vater	152
10	Die längste Wartezeit	166
11	Dünne Jacke	182

12	De lütte Tammo	196
13	Sechzig Sekunden	212
14	Der Tisch für drei	225
15	Das Wasser	241
16	Nachher	257
	Epilog: Besuchszeit	273
	Dank	282

Nachtzettel



Es gibt Sätze, die man einem Kind sagt, ohne darüber nachzudenken. Man sagt sie so oft, dass sie aufhören, Sätze zu sein. Sie werden zu Geräuschen. Zu etwas, das zur Wohnung gehört wie das Summen des Kühlschranks und das Knacken der Heizung.

Mein Satz war dieser: Schließ die Tür ab, wenn es dunkel wird. Ich komme zurück.

Mein Name ist Gitta Seekamp. Ich bin zweiundfünfzig Jahre alt und Kriminalhauptkommissarin bei der Kripo Aurich. Vor achtzehn Jahren bin ich nach der Scheidung mit meinem Sohn nach Ostfriesland gezogen. Jonas war vier. Ich hatte eine Stelle im Kriminaldauerdienst, eine Zweizimmerwohnung in Norden und keine Familie hier oben.

Der Kriminaldauerdienst arbeitet, wenn andere schlafen. Das ist sein einziger Zweck.

Im Erdgeschoss wohnte Frau Tjarks. Witwe, Anfang siebzig, eine kleine, feste Frau mit Dutt und Pantoffeln, die jeden im Haus beim Vornamen nannte und jeden Fremden beim Nachnamen. Sie hatte drei Kinder großgezogen, die alle in den Süden gegangen waren, und sie sagte, sie schlafe auf meinem Sofa besser als in ihrem eigenen Bett, weil dort niemand auf sie warte. Wenn das Telefon nachts klingelte, lief ich eine Treppe hinunter, klopfte zweimal, und zwei Minuten später kam sie herauf, mit ihrem Kissen unter dem Arm.

Und ich schrieb Zettel.

Wenn das Telefon um elf Uhr abends klingelte und irgendwo zwischen Emden und Esens jemand tot in einer Küche lag, schrieb ich einen Zettel und legte ihn auf den Küchentisch, neben den Teller mit dem

Butterbrot für das Frühstück. Damit Jonas morgens, wenn er aufwachte und Frau Tjarks statt mir in der Küche fand, etwas von mir hatte.

Als er vier war, malte ich ihm Bilder auf die Zettel. Einen Mond, wenn ich über Nacht wegblieb. Einen Schlüssel für die Tür. Ein Herz. Und darunter, jedes Mal, in derselben Schrift, auch als er es noch nicht lesen konnte: Schließ die Tür ab, wenn es dunkel wird. Ich komme zurück.

Um zehn Uhr abends rief ich zu Hause an, egal wo ich war. Ich wusste, dass er schlief. Ich rief trotzdem an und sprach auf den Anrufbeantworter, weil er morgens als Erstes auf das blinkende Licht drückte. Schläfst du schon? Mama hier. Schließ die Tür ab, wenn es dunkel wird. Ich komme zurück.

Als er in die Schule kam, wurden es Wörter. Wo die Milch steht. Dass die Zähne geputzt werden. Und bald ein kleines Rätsel in einem Code aus Uhrzeiten, den ich mir ausgedacht hatte. Neben dem Kühlschrank hing das Alphabet mit Zahlen darunter. Wer das Rätsel löste, fand eine Tafel Schokolade. Im Brotkasten. Hinter dem Mehl. Unter dem Sofakissen.

Er löste jedes Rätsel. Irgendwann machte ich sie schwerer, weil er sie immer löste. Ich war stolz auf ihn.

In dem Winter, in dem Jonas sechs wurde, stürzte Frau Tjarks auf dem vereisten Hof und brach sich die Hüfte. Danach schaffte sie die Treppe nicht mehr. Ich hätte in diesem Winter vieles tun können. Den Dienst wechseln. Um Tagschichten betteln. Jemanden bezahlen, den ich nicht hatte. Stattdessen habe ich Entscheidungen getroffen, die ich heute keiner Kollegin durchgehen lassen würde. Ich habe mir gesagt, dass Frau Tjarks ja nur ein Stockwerk tiefer war. Dass Heike kam, wann immer sie konnte. Dass es nur für ein paar Wochen war.

Es wurde mehr als ein Jahr.

Das Treppenhaus in unserem Haus hatte einen Lichtschalter mit Zeituhr. Man drückte, und das Licht brannte sechzig Sekunden. Dann wurde es dunkel, ohne Vorwarnung, egal wo man gerade stand. Ich habe Jonas

beigebracht, bis sechzig zu zählen, bevor er richtig lesen konnte. Damit er wusste, wie viel Zeit er hat.

Ich habe diesen Satz in drei Jahren ungefähr fünfhundertmal geschrieben. Dann kam eine Nacht, nach der ich den Kriminaldauerdienst verlassen habe und nie wieder einen Zettel schreiben musste.

Ich habe nie darüber nachgedacht, wer ihn sonst noch liest.

Auf dieser Treppe saß oft ein Junge, wenn das Licht ausging. Ich habe nie gefragt, worauf er wartete.

Heute weiß ich, dass man Sätze nicht zurücknehmen kann. Man kann sie nur vergessen. Und ich bin in einem Alter, in dem das Vergessen nicht mehr fragt. Meine Hormone haben vor zwei Jahren beschlossen, mein Leben neu zu verhandeln. Hitze, die aus dem Nichts kommt. Nächte, die um drei Uhr enden. Und Lücken im Kopf, mitten im Satz, mitten in einer Vernehmung, mitten in einer Erinnerung. Meine beste Freundin Heike, Ärztin, nennt das Brain Fog. Ich nenne es einen Einbrecher, der nur die Dinge mitnimmt, die man gerade braucht.

In diesem Winter habe ich gelernt, dass es noch einen anderen Einbrecher gibt. Einen, der sich genau in diesen Lücken einrichtet. Der weiß, wo sie sind. Der darin wohnt, seit Jahren, und geduldig wartet, bis man das Licht ausmacht.

Was du jetzt lesen wirst, ist die Geschichte von zehn Tagen am Ende eines langen Winters. Von Menschen, die gewartet haben, bis es zu spät war. Von einem Mann, der meine Stimme benutzt hat, um zu töten. Und von meinem Sohn.

Vor allem von meinem Sohn.

Schließ die Tür ab.

Es wird dunkel.

TEIL EINS

Warten

Nicht am Telefon



Brandt kam nicht.

Wir waren um zehn Uhr verabredet, vor seiner Wohnung in Oldenburg, einem Altbau im Stadtteil Donnerschwee mit abblätternder Fassade und einer Haustür, die man nur mit der Schulter aufbekam. Ich stand um zehn vor zehn davor. Ich bin nie zu spät. Das ist eine der wenigen Gewohnheiten, die mir die Wechseljahre noch nicht genommen haben.

Um zehn nach zehn rief ich ihn an. Mailbox.

Um zwanzig nach zehn schrieb ich ihm: Stehe vor deiner Tür. Wo bist du?

Die Nachricht bekam einen grauen Haken. Nicht zwei. Einen.

Ich stand auf dem nassen Gehweg und sah an der Fassade hoch zum dritten Stock, wo ein Fenster gekippt war, und fühlte etwas, das ich aus dreißig Dienstjahren kenne und nie mag. Es ist kein Gedanke. Es ist ein Gewicht, das sich zwischen die Schulterblätter legt.

Brandt war fast zwei Jahre mein Partner gewesen. Ein junger Mann mit zu viel Energie und einem Notizbuch, in das er alles schrieb, was ich sagte, auch die Dinge, die ich besser nicht gesagt hätte. Im Dezember ließ er sich nach Oldenburg versetzen. Auf eigenen Wunsch, hieß es. Er erzählte es mir am Telefon, höflich und kurz, und ich fragte nicht, warum. Man fragt so etwas nicht. Man denkt, man hat Zeit.

Vor zwei Wochen rief er mich an. Ich hatte gerade einen Fall abgeschlossen, den schlimmsten meiner Laufbahn, dachte ich damals. Einen Mann, der vier Menschen im Watt tötete und mir dabei Botschaften in

Austernschalen ritzte. Brandt fragte, ob ich ihn noch brauche. Ich sagte, ich hätte jetzt Jensen.

Dann schwieg er, lange. Und dann sagte er: „Wir müssen reden, Gitta. Nicht am Telefon.“

Zweimal verschob er das Treffen. Einmal wegen eines Einsatzes, einmal ohne Grund. Heute sollte es sein. Er selbst schlug es vor, am Mittwoch, per Nachricht, um kurz nach elf Uhr abends.

Das war die letzte Nachricht von ihm.

Ich dachte an Borkum, im November, vor gerade einmal drei Monaten. An eine Fähre, auf der ich grün im Gesicht war und so tat, als wäre ich es nicht. An Brandt, der in einem Hafencafé Kakao bestellte, mitten in einer Mordermittlung, ohne jede Verlegenheit, und dann drei Seiten Notizen aus einer Vernehmung vorlas, die ich ihm Wort für Wort diktiert hatte. Er lernte damals, wann man schweigt. Das war das Wertvollste, was ich ihm beibringen konnte, und er begriff es schneller als die meisten.

Ein Mann, der schweigen kann, sagt nicht „Wir müssen reden“, wenn es nicht wichtig ist.

Ich klingelte bei den Nachbarn. Beim dritten Versuch summte der Türöffner. Im Treppenhaus roch es nach nassem Hund und Bohnerwachs. Das Licht war an, eine nackte Glühbirne an jedem Absatz, und als ich den zweiten Stock erreichte, klickte irgendwo ein Schalter, und es wurde dunkel.

Ich blieb stehen.

Zeitschalter. Natürlich. In jedem zweiten Altbau in Norddeutschland gibt es diese Dinger. Ich tastete nach dem Knopf an der Wand, fand ihn, drückte. Das Licht kam zurück. Mein Herz brauchte ein wenig länger.

Brandts Tür war verschlossen. Kein Namensschild, nur ein Streifen Klebeband mit seinem Nachnamen in Kugelschreiber. Ich klopfte. Ich rief seinen Namen. Hinter der Tür: nichts. Kein Radio, keine Schritte,

kein Wasserrauschen. Die Stille einer Wohnung, die seit Tagen auf jemanden wartet.

Gegenüber öffnete sich eine Tür einen Spalt. Eine Frau um die siebzig, Morgenmantel, ein kleiner weißer Hund unter dem Arm, der mich ansah, als hätte ich ihm persönlich etwas getan.

„Der ist nicht da“, sagte sie.

„Seit wann?“

„Seit Mittwoch, glaube ich. Sein Auto steht unten, seit Mittwoch rührt sich das nicht. Und die Zeitung.“ Sie deutete mit dem Kinn nach unten. „Die liegt im Kasten. Von gestern und von heute.“

„Hat er gesagt, dass er verreist?“

„Mir sagt der nichts. Der sagt Moin und Tschüss. Netter Junge.“ Sie musterte mich. „Sind Sie die Mutter?“

„Kollegin.“

„Ah.“ Sie wollte die Tür schon zumachen. Dann hielt sie inne, den Hund unter dem Arm, und sah an mir vorbei auf die Treppe.

„Am Mittwoch“, sagte sie, „war da einer.“

„Wer?“

„Weiß ich doch nicht. Spät war das, nach zehn. Ich hab noch Fernsehen geguckt, den Ton leise, wegen Fussel.“ Sie hob den Hund ein Stück an, als müsste sie ihn vorstellen. „Fussel hat geknurrt. Der knurrt nie. Und dann hab ich es auch gehört. Da stand einer auf der Treppe. Hier oben, zwischen uns.“

„Wie konnten Sie das hören?“

„Weil das Licht aus war.“ Sie sah mich an, als wäre ich schwer von Begriff. „Das geht nach einer Minute aus. Wenn einer im Dunkeln steht und nicht wieder drückt, dann steht er da, weil er da stehen will. Man hört das. Man hört, wie einer atmet und wartet. Ich wohne hier seit einundvierzig Jahren. Ich weiß, wie diese Treppe klingt.“

Ich spürte, wie sich die Haut in meinem Nacken zusammenzog.

„Und dann?“

„Dann kam er hoch. Der Junge. Ich hab seine Schritte gekannt. Das Licht ging an, er hat ja gedrückt, unten. Und dann haben die geredet. Ganz leise. Ganz freundlich.“

„Was haben sie gesagt?“

„Ich horche nicht an fremden Türen.“ Sie machte eine Pause, die lang genug war, um das Gegenteil zu beweisen. „Nur einen Satz hab ich verstanden. Von dem anderen. Der hat gesagt: Sie schickt mich.“

„Sie schickt mich“, wiederholte ich.

„Genau so. Und dann ist das Licht wieder ausgegangen, und der andere hat gesagt: Warten Sie, ich mach Licht. Und dann sind sie zusammen runter. Ruhig. Nicht so, als hätte einer Streit.“

„Haben Sie den anderen gesehen? Durch den Spion?“

„Ich gucke nicht durch den Spion wie so eine alte Schachtel.“ Sie zog den Morgenmantel enger. „Und außerdem war es dunkel.“

Dann machte sie die Tür zu, und ich hörte, wie von innen eine Kette vorgelegt wurde.

Ich stand im Treppenhaus, und dann kam es. Nicht die Sorge, die war schon da. Das andere.

Es beginnt immer im Nacken. Ein Kribbeln, als hätte jemand eine Hand dorthin gelegt, eine warme Hand, die immer wärmer wird. Dann steigt es in den Kopf und in die Wangen und gleichzeitig nach unten, in die Brust, in die Arme, bis in die Fingerspitzen. Innerhalb von Sekunden klebt die Bluse am Rücken. Die Luft im Treppenhaus war feucht und kühl, Februar in Oldenburg, und ich stand da und brannte.

Hitzewallung. Ich hatte vor zwei Jahren aufgehört, sie zu zählen.

Ich zog den Mantel aus, hängte ihn über das Treppengeländer und lehnte die Stirn an die kalte Wand neben Brandts Tür. Vier Sekunden einatmen. Vier halten. Vier aus. Vier halten. Heike hatte mir das beige-

bracht. Box-Breathing. Es hilft nicht gegen die Hitze. Es hilft gegen das, was die Hitze im Kopf anrichtet.

Klick.

Das Licht ging aus.

Ich stand im Dunkeln, die Stirn an der Wand, und hörte mein Herz. Irgendwo unten schlug eine Tür. Der kleine Hund bellte einmal hinter der Nachbarstür und verstummte.

Ich dachte an Mittwochabend. An Brandt, der nach Hause kommt, unten auf den Knopf drückt und die Treppe hochsteigt. Sechzig Sekunden Licht. Und hier oben, genau hier, wo ich stand, einer, der im Dunkeln auf ihn gewartet hatte und ganz freundlich sagte: Sie schickt mich.

Ich hatte niemanden geschickt.

Dann tastete ich nach dem Schalter und machte das Licht wieder an.



Die Oldenburger Kollegen waren freundlich und vollkommen unbeeindruckt.

Ein Kommissar namens Lüders, den ich nicht kannte, hörte mir am Telefon zu, und ich hörte ihn dabei tippen. „Kollege Brandt hat diese Woche Überstunden abgebaut“, sagte er. „Mittwoch bis Sonntag. Das ist beantragt und genehmigt.“

„Er war mit mir verabredet.“

„Vielleicht hat er es vergessen.“

„Brandt vergisst nichts. Er schreibt alles auf.“

Er seufzte hörbar. „Frau Seekamp, er ist dreiundzwanzig. Er hat frei. Vielleicht ist er bei einer Freundin.“

„Sein Auto steht vor der Tür. Seine Zeitung liegt seit gestern im Kasten. Sein Handy ist aus.“

„Ich schicke heute Nachmittag eine Streife vorbei.“

„Ich bin die Streife“, sagte ich. „Ich stehe davor. Und eine Nachbarin hat gehört, wie er Mittwochnacht mit einem Mann weggegangen ist, der im dunklen Treppenhaus auf ihn gewartet hat.“

„Weggegangen“, sagte Lüders. „Nicht weggeschleppt.“

„Nein.“

„Frau Seekamp, das klingt nach einem Bekannten, der ihn abgeholt hat. Nicht nach einer Entführung.“

„Der Mann hat gesagt: Sie schickt mich.“

„Dann hat ihn eben eine Freundin schicken lassen.“ Ich hörte ihn lächeln. „Er ist dreiundzwanzig.“

Er versprach, sich zu kümmern. Er klang wie jemand, der das oft verspricht.

Ich stieg noch einmal aus und ging die Straße hinunter zu Brandts Auto. Ein alter silberner Golf, den ich kannte, weil er mich im Herbst zweimal damit nach Hause gefahren hatte, als mein Volvo in der Werkstatt stand. Er stand in einer Reihe mit anderen Autos am Straßenrand. Auf allen anderen Scheiben war der Nachtfrost längst weggetaut oder weggekratzt. Auf seiner lag noch eine dünne, graue Schicht vom Vortag, darüber die Tropfen vom Nieselregen, und unter dem Scheibenwischer steckte ein Werbezettel für einen Pizzadienst, aufgeweicht und fast durchsichtig.

Ich legte die Hand auf die Motorhaube. Kalt. Natürlich kalt.

Durch die Seitenscheibe sah ich auf den Beifahrersitz. Ein Pappbecher, leer. Eine Zeitung vom Mittwoch. Ein Ladekabel, das zu nichts mehr führte.

Keine Tasche. Kein Notizbuch. Brandt ging nirgendwo hin ohne sein Notizbuch.

Ich saß in meinem Volvo, die Heizung aus, das Fenster offen, obwohl es nieselte, und überlegte, ob ich die Tür eintreten sollte. Man denkt so etwas. Man tut es nicht. Es war nicht mein Bezirk, ich hatte keinen Be-

schluss und keinen Hinweis auf Gefahr, nur ein Gefühl zwischen den Schulterblättern. Und wenn Brandt einfach bei einer Freundin war, hätte ich die Wohnung meines ehemaligen Kollegen aufgebrochen, weil er nicht ans Telefon ging.

Mein Telefon klingelte. Jensen.

„Chefin.“

Jensen ist seit Dezember mein Partner. Achtundzwanzig Jahre alt, aus Hannover gekommen, ein höflicher junger Mann mit einem ruhigen Gesicht und der Angewohnheit, immer genau einen Schritt hinter mir zu stehen. Am Anfang machte mich das wahnsinnig. Inzwischen würde ich es vermissen, wenn er es nicht mehr täte. Wir haben zusammen den Fall im Watt überstanden, und er hat in jenen Wochen gelernt, dass ich Salbeitee trinke und keine Fragen zu meiner Gesichtsfarbe beantworte. Das reicht für eine Partnerschaft.

„Wo sind Sie?“, fragte er.

„Oldenburg. Brandt ist nicht da.“

„Nicht da?“

„Weg. Seit Mittwoch. Ich erzähle es Ihnen später.“ Ich hörte etwas in seiner Stimme. „Was ist?“

„Krummhörn. Ein Einzelhof bei Campen. Ein Toter.“ Er machte eine Pause, und das war ungewöhnlich für Jensen. Er macht keine Pausen, er macht Sätze. „Sie sollten sich das ansehen. Es ist anders.“

„Anders als was?“

„Als alles“, sagte er.



Von Oldenburg bis in die Krummhörn brauchte ich eine Stunde und zwanzig Minuten. Die Autobahn bis Emden, dann die Landstraße hinaus in dieses flache, weite Land, das aussieht, als hätte jemand die Welt mit einem Lineal glattgestrichen und dabei die Kirchtürme vergessen.

Warften, Gräben, Schafe. Der Himmel war tief und grau und schien nirgendwo aufzuhören. Über allem stand, schon von weitem, der Leuchtturm von Campen, dieses rote Stahlgerüst, das so gar nicht aussieht wie ein Leuchtturm aus dem Bilderbuch. Er ist der höchste in Deutschland. Hier draußen ist er die einzige Senkrechte.

Auf dem Weg aus Oldenburg heraus war ich an der Justizvollzugsanstalt vorbeigefahren, ohne hinzusehen. Ich weiß, dass ich nicht hingesehen habe, weil ich mir die ganze Zeit sagte, dass ich nicht hinsehe. Dort saß Sven Harms in Untersuchungshaft, der Mann aus dem Watt, und wartete auf seinen Prozess im Frühjahr. Vier Menschen hat er getötet, die meisten gelähmt und bei vollem Bewusstsein im Watt, weil ich vor zehn Jahren seinen Vater verhaftete. Monatelang beobachtete er mich, bevor ich überhaupt wusste, dass es ihn gibt. Am Ende nahm ich ihn auf der Treppe des Pilsumer Leuchtturms fest, mitten in einer Sturmflut, mit einem Knie in seinem Rücken und einer Hitzewallung im Nacken.

Seitdem schlief ich schlechter als vorher. Heike sagte, das sei normal. Man könne nicht wochenlang das Ziel von jemandem sein und danach einfach wieder die Tür zumachen und so tun, als wäre die Welt draußen geblieben.

Ich hatte gedacht, das Schlimmste liege hinter mir. Ich hatte gedacht, so etwas passiert einem einmal.

Der Hof lag einen guten Kilometer hinter dem Dorf, am Ende eines Weges aus Betonplatten, zwischen denen das Wasser stand. Ein Gulfhof, wie es hier viele gibt, das Wohnhaus aus dunklem Klinker vorne, dahinter die riesige Scheune unter einem Dach, das fast bis zum Boden reichte. Keine Nachbarn. Keine Bäume. Nur ein Graben rundherum und ein Hund an einer Kette vor der Scheune, der nicht bellte, sondern jaulte, hoch und dünn, ohne Pause.

Vor dem Haus standen zwei Streifenwagen, ein Feuerwehrfahrzeug und der Transporter der Kriminaltechnik. Jensen wartete an der Haustür. Er trug seine dünne Softshelljacke, die er offenbar für wintertauglich hielt, und hatte die Hände in den Taschen.

„Der Hund“, sagte ich.

„Hat seit gestern Abend nicht aufgehört. Ein Landwirt vom Nachbarhof hat es heute Morgen nicht mehr ausgehalten und ist rübergefahren. Die Haustür war abgeschlossen. Alle Rollläden unten. Er hat geklopft, gerufen, dann die Polizei angerufen.“ Jensen deutete auf die Tür. „Die Feuerwehr hat das Schloss aufgebohrt.“

„Abgeschlossen von innen?“

„Von außen. Der Schlüssel fehlt. Die Hintertür auch, abgeschlossen, kein Schlüssel. Die Kurbeln für die Rollläden sind abgeschraubt. Alle.“

„Jemand hat ihn eingeschlossen“, sagte Jensen. „In seinem eigenen Haus.“

„Wer ist er?“

„Uwe Dirks. Dreiundsechzig. Hat den Hof bis vor ein paar Jahren bewirtschaftet, das Land ist verpachtet. Lebt allein. Geschieden, seit einer Ewigkeit.“

„Kinder?“

„Ich kümmere mich darum.“

Ich zog Überschuhe und Handschuhe an. Jensen hielt mir die Tür auf.

Ich wollte schon hineingehen, da sah ich es.

Am Türrahmen, außen, etwa in Kniehöhe, auf dem weiß lackierten Holz. Eine kleine Zeichnung mit Bleistift, kaum größer als eine Streichholzschachtel. Ein Kreis, und daran ein Strich mit zwei kurzen Zacken. Ein Schlüssel. Nicht so, wie ein Erwachsener einen Schlüssel zeichnet. So, wie ein Kind ihn malt, das gerade erst begriffen hat, wozu Schlüssel da sind.

Ich ging in die Hocke.

„Ist mir auch aufgefallen“, sagte Jensen hinter mir. „Ist schon fotografiert.“

„Kinder auf dem Hof?“

„Keine. Seit Jahren nicht, sagt der Nachbar.“

Etwas an der Zeichnung kratzte an einer Stelle in meinem Kopf, an die ich nicht herankam. Wie ein Wort, das einem auf der Zunge liegt und sich nicht aussprechen lässt. Ich wartete einen Moment, ob es kam.

Es kam nicht.

Ich stand auf. Meine Knie knackten. Jensen tat so, als hätte er es nicht gehört.

Drinne war es dunkel. Die Rollläden ließen nur schmale Striche von Tageslicht durch die Ritzen, und die Kriminaltechnik hatte zwei Strahler aufgestellt, die alles in ein hartes, weißes Licht tauchten. Es roch nicht nach Verwesung. Noch nicht. Es roch nach etwas anderem, das ich nicht sofort einordnen konnte. Nach Staub und Urin und nach einer trockenen, ausgedörrten Luft, die in der Kehle kratzte.

Der Flur war lang und schmal, mit einem Läufer aus rotem Sisal, auf dem die Kriminaltechnik Trittplatten ausgelegt hatte. Links ging es ins Wohnzimmer. Ein Sessel vor einem Fernseher, eine Decke auf der Lehne, ein Aschenbecher, sauber ausgewischt. Auf dem Beistelltisch stand ein modernes schnurloses Telefon in seiner Ladeschale. Das Display war dunkel. Jemand hatte das Kabel der Ladeschale aus der Steckdose gezogen und ordentlich um das Gerät gewickelt.

Rechts lag das Badezimmer. Das Waschbecken war trocken, der Wasserhahn aufgedreht. Aus dem Hahn kam nichts. Jemand hatte ihn offen gelassen, damit man es sieht.

Dahinter das Schlafzimmer. Das Bett gemacht, sehr ordentlich, die Tagesdecke glattgezogen, als hätte hier seit Tagen niemand geschlafen. Auf dem Nachttisch eine Lesebrille und ein Buch über Seevögel, mit einem Lesezeichen im ersten Drittel.

Das Haus eines Mannes, der allein lebt und sich daran gewöhnt hat. Nichts war durchwühlt. Nichts fehlte, außer allem, was Wasser enthalten konnte, und allem, womit man jemanden hätte rufen können.

Die Küche lag am Ende des Flurs.

Ich blieb in der Tür stehen.

Uwe Dirks saß am Küchentisch. Aufrecht, auf einem Holzstuhl mit hoher Lehne, das Gesicht zur Tür, als hätte er auf jemanden gewartet, der gleich hereinkommt. Um seine Brust und die Stuhllehne lagen zwei breite Spanngurte, orange, wie man sie für Anhängerladungen benutzt. Seine Füße waren mit Kabelbindern an die Stuhlbeine gebunden. Hinter der Lehne, dort, wo die Gurte zusammenliefen, hing ein kleines Messingschloss. Seine Arme waren frei.

Seine Arme lagen auf dem Tisch. Ausgestreckt. Beide.

Vor ihm war gedeckt. Ein Teller, weiß, mit einem blauen Rand. Messer und Gabel, ordentlich daneben. Eine Serviette, gefaltet zu einem Dreieck. Und in der Mitte des Tisches, etwa eine Handbreit hinter der Stelle, die seine Fingerspitzen erreicht hatten, stand ein Wasserglas.

Voll.

Die Tischplatte war aus hellem Kiefernholz, alt und weich. Vor seinen Händen, von den Fingerspitzen bis ein paar Zentimeter vor das Glas, war das Holz zerkratzt. Tiefe, parallele Rillen. Hunderte. Manche hatten sich dunkel verfärbt.

Er hatte versucht, das Glas zu erreichen. Tagelang. Mit den Fingernägeln.

Neben der Spüle lief eine Küchenuhr. Eine billige, runde, mit weißem Zifferblatt. Das Ticken war das lauteste Geräusch im Raum.

„Das Wasser“, sagte ich. Meine Stimme klang fremd.

„Hauptmann im Keller ist zugekehrt“, sagte ein Kriminaltechniker, ein großer Mann mit grauem Bart, den ich vom Sehen kannte. „Und das Ventil ist mit einem Metallband verplombt. Wie bei einem Stromzähler. Hätte er sich befreit, wäre er trotzdem nicht an Wasser gekommen. Die Flaschen im Haus sind weg. Auch der Wasserkocher ist leer.“

„Wie lange?“

„Das muss Dr. Hammann sagen. Er ist unterwegs.“

Ich trat näher an den Tisch. Uwe Dirks' Gesicht war eingefallen, die Lippen aufgesprungen und fast schwarz, die Augen halb offen und trüb. Die Haut an seinen Händen war dünn und faltig wie Papier, das jemand zerknüllt und wieder glattgestrichen hat. Er trug ein kariertes Flanellhemd und eine Strickjacke, als wäre er an einem gewöhnlichen Abend gerade dabei gewesen, sich an den Tisch zu setzen.

Unter dem Wasserglas lag ein Zettel.

Ein kleiner Zettel, liniert, aus einem Block gerissen, die Kante ausgefranst. Das Glas stand genau darauf, sodass man ihn nicht übersehen konnte. Man hätte das Glas anheben müssen, um ihn zu lesen. Aber das musste man nicht. Die Buchstaben waren groß genug. Blockschrift, sauber, mit einem schwarzen Filzstift.

SCHLIESS DIE TÜR AB, WENN ES DUNKEL WIRD.

ICH KOMME ZURÜCK.

Ich weiß nicht, wie lange ich dastand.

Ich weiß, dass die Uhr tickte. Ich weiß, dass der Hund draußen jaulte. Ich weiß, dass hinter mir jemand etwas sagte und ich es nicht verstand, weil in meinem Kopf nur dieser eine Satz war, in meiner eigenen Handschrift, auf einem Küchentisch in einer Mietwohnung in Norden, neben einem Butterbrot.

Es ist ein gewöhnlicher Satz, sagte ich mir. Schließ die Tür ab. Ich komme zurück. Das sagen tausend Mütter. Das steht auf Kühlschrankschrankmagneten.

Nein, sagte etwas anderes in mir. Nicht beides. Nicht in dieser Reihenfolge. Nicht mit „wenn es dunkel wird“.

„Chefin?“

Jensen stand neben mir. Ich hatte ihn nicht kommen hören.

„Alles in Ordnung?“

„Ja“, sagte ich. „Dokumentieren Sie den Zettel. Ich will eine Schriftprobe, Papieranalyse, alles.“

„Schon veranlasst.“

Ich zwang mich, den Blick vom Zettel zu lösen, und sah mich in der Küche um. Wie man sich umsieht, wenn man dreißig Jahre Übung hat: von links nach rechts, von oben nach unten, nichts auslassen, nichts bewerten.

Der Kühlschrank, leer bis auf ein Glas Senf und eine Packung Margarine. Die Tür zur Speisekammer, offen, die Regale leergeräumt. Ein Kalender an der Wand, Landwirtschaftsbedarf Hinte, Februar, kein einziger Eintrag. Das Fenster hinter dem Rollladen. Die Uhr.

Und auf der Anrichte, neben dem Brotkasten, ein Telefon.

Nicht irgendein Telefon. Ein altes, beigefarbenes Tischtelefon mit Tasten und einem Kabel, und daneben, mit einem zweiten Kabel verbunden, ein Anrufbeantworter. Ein richtiges Gerät, mit einem Fach für eine kleine Kassette, wie man sie vor zwanzig Jahren hatte. Grau, mit zwei Knöpfen und einem Display, auf dem eine rote Ziffer blinkte.

Drei.

„Das Gerät“, sagte ich. „Gehört das ihm?“

„Sieht nicht so aus“, sagte der bärtige Kriminaltechniker. „Im Wohnzimmer steht ein schnurloses, modern, das ist seins. Die Buchse hier in der Küche war abgeklemmt. Jemand hat sie wieder angeschlossen und das alte Gerät drangehängt. Die Leitung ist aktiv.“

„Jemand hat ihm einen Anrufbeantworter mitgebracht“, sagte Jensen.

Drei Nachrichten.

Ich hätte die Kriminaltechnik machen lassen sollen. Das Gerät ins Labor, die Kassette digitalisieren, Protokoll, Kette der Beweismittel. So wird das gemacht. So habe ich es selbst hundertmal angeordnet.

„Können wir die abhören, ohne etwas zu zerstören?“, fragte ich.

Der Techniker zögerte. Dann nickte er. „Ich schneide mit.“ Er legte ein kleines Aufnahmegerät neben den Lautsprecher, prüfte es. „Bereit.“

Ich drückte mit dem behandschuhten Finger auf die Wiedergabetaste.

Ein Klicken. Das Surren des Bandes. Dann eine Computerstimme, blechern: „Erste Nachricht. Dienstag. Zweiundzwanzig Uhr, null Minuten.“

Stille. Rauschen. Und darin, ganz leise, jemand, der atmete. Ruhig und gleichmäßig. Zehn Sekunden. Zwanzig. Dann ein Klicken.

„Zweite Nachricht. Mittwoch. Zweiundzwanzig Uhr, null Minuten.“

Dasselbe Atmen. Nur das Atmen.

Niemand in der Küche sagte etwas. Selbst der Hund draußen hatte aufgehört zu jaulen, als wüsste er es.

„Dritte Nachricht. Donnerstag. Zweiundzwanzig Uhr, null Minuten.“

Rauschen. Ein Knacken, als hätte jemand etwas an einen Hörer gehalten. Dann, dumpf und ein wenig verzerrt, wie aus einem anderen Raum, einer anderen Zeit, eine Frauenstimme.

„Hallo, mein Schatz. Mama hier. Schläfst du schon?“

Eine kleine Pause. Das Geräusch von Wind im Hintergrund, von einem Auto, das vorbeifährt.

„Ich bin noch unterwegs. Es dauert heute ein bisschen länger. Schließ die Tür ab, wenn es dunkel wird. Ich komme zurück.“

Klick.

„Ende der Nachrichten.“

Die Küchenuhr tickte.

Die Stimme war jung. Jünger als meine. Heller, schneller, mit dieser leichten Heiserkeit, die man hat, wenn man die dritte Nacht in Folge nicht geschlafen hat und es noch für eine Phase hält. Sie klang nach einer Frau Mitte dreißig, die im Dienstwagen auf einem Parkplatz steht, mit dem Handy am Ohr, und sich Mühe gibt, fröhlich zu klingen, damit ein Kind, das schläft, am Morgen nicht merkt, dass sie Angst hat, es allein zu lassen.

Ich kannte diese Frau.

„Schläfst du schon? Schließ die Tür ab, wenn es dunkel wird. Ich komme zurück.“

Auf einem einsamen Hof in der Krummhörn sitzt ein toter Mann an seinem Küchentisch. Gefesselt, ein volles Glas Wasser eine Handbreit außer Reichweite. Jeden Abend um zehn hat bei ihm das Telefon geklingelt, und eine Frauenstimme hat versprochen, dass sie kommt.

Kriminalhauptkommissarin Gitta Seekamp kennt diese Stimme. Es ist ihre eigene, fünfzehn Jahre jünger, von einem alten Anrufbeantworterband, das sie einmal für ihren kleinen Sohn besprochen hat.

Der Täter schreibt ihr in einem Code, den nur zwei Menschen kennen sollten. Dann verschwindet ihr Sohn Jonas. Und Gitta, deren Gedächtnis ihr in den Wechseljahren immer öfter den Dienst verweigert, muss sich an etwas erinnern, das sie vor langer Zeit vergessen hat. An einen Jungen auf der Treppe. Und an ein Versprechen.

Ein ostfriesischer Psychothriller über das einsame Warten, eine Stimme vom Band und ein Versprechen, das nie gehalten wurde.

ANJA LOHMANN · LOWMANSLAND.DE

*Du möchtest dein Buch persönlich, mit deinem Namen auf jeder Seite?
Dann bestell es direkt bei mir: support@lowmansland.de*